

T.A. COTTERELL  
Was Alice wusste



GOLDMANN  
Lesen erleben



T.A. COTTERELL

# Was Alice wusste


Psychothriller

Aus dem Englischen  
von Karin Dufner

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2016 bei Transworld Publishers,  
part of the Penguin Random House group, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2018

Copyright © der Originalausgabe 2016 by T.A. Cotterell

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Gestaltung des Umschlags und der Umschlaginnenseiten:

UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Christiane Mühlfeld

BH · Herstellung: kw

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20557-8

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für meine Familie



# EINS

Ein Porträt ist das Streben nach der Wahrheit. Es kennt keine Gnade.

Ich porträtierte gerade Julie Applegarth. Sie saß in einem hochlehnigen scharlachroten Samtsessel im Wohnzimmer von Applegarth Park. Mit den goldenen Strähnen und den grünen Murmelaugen einer Katze besaß sie die Schönheit einer Frau, die noch nicht gereift, aber auch kein Mädchen mehr war. Ihr Kleid war zu eng, die geföhnten Haare zu sehr aufgebauscht. Ihr karamellfarbener Teint verwies auf Monaco und Mustique, obwohl sie besser nach Harlow als nach Hollywood gepasst hätte.

Es war keine einfache Sitzung gewesen. Ich hatte gehofft, vor dem Tee fertig zu werden, aber die Zeit war in teuflischer Geschwindigkeit vergangen. Obwohl Julie sich Mühe gegeben hatte, war Konzentration nicht ihre Stärke. Außerdem war sie es nicht gewohnt, von jemand anderem als ihrem Mann Anweisungen entgegenzunehmen. Insbesondere nicht von einer Frau und schon gleich gar nicht von einer bezahlten Dienstleisterin – und was konnte eine Porträtmalerin schon anderes sein? Julie gelang es nicht länger still zu sitzen, als es gedauert hätte, sich die Beine enthaaren zu lassen oder einen Friseurtermin zu vereinbaren. Einerseits zappelte und rutschte sie auf dem Stuhl wie eine Vierjährige herum, andererseits posierte sie wie eine erfahrene Tragödin. Dabei erweckte sie den Eindruck, als müsse sie wichtige geschäftliche Entscheidungen treffen, doch das war nichts als Theater. Für Julie war

die Geschäftsfrau ebenso eine Rolle wie die der Herrin dieses Anwesens, und sie schwankte ständig zwischen Herablassung und der Furcht, enttarnt zu werden.

Die Pausen eingerechnet saß sie nun schon seit fast fünf Tagen in jenem Sessel. All diese Zeit stand ich hinter der Staffelei, musterte sie, dachte über sie nach und überlegte mir, wie ich ihre Persönlichkeit auf die Leinwand bannen sollte. Meine Aufgabe war bei Weitem die interessantere und forderte volle Aufmerksamkeit. Ich rede nicht gern bei der Arbeit, sondern sammle alles Wissenswerte in den Pausen und während der Besprechungen vor einer Sitzung, was sich am ergiebigsten erweist, wenn es darum geht, eine Frau zu porträtieren. Männer, insbesondere erfolgreiche Männer, unweigerlich meine Klientel, stellen sich häufig als etwas dar, was sie nicht sind.

Sympathischer vielleicht, großzügiger, kultivierter und besser vernetzt. Außerdem können sie nicht anders, als zu flirten. Es ist ein Machtspiel. Und all das fließt in das Gemälde ein.

Als wir uns dem Ende von Tag fünf näherten, eine ungeplante, jedoch notwendige Fortsetzung am Samstag, schien Julie sich zu langweilen. Sie hatte die üblichen beiden Phasen durchlaufen: die anfängliche Aufregung und die Freude daran, im Mittelpunkt zu stehen, während sie dabei gleichzeitig vorgeben konnte, es handle sich nur um eine weitere lästige Pflicht in ihrem übervollen Leben, sich malen zu lassen. Beides verflachte jedoch rasch und wurde von der schweren Aufgabe abgelöst, einfach still zu sitzen und sich nur den eigenen Gedanken zu widmen. Dennoch war sie manchmal wieder bei der Sache, besann sich auf ihren Part im Rampenlicht und sonnte sich in dem durchdringenden Blick der Künstlerin, der man eine nicht unbeträchtliche Summe für die Aufgabe bezahlt hatte, ihre Schönheit für die Nachwelt und für ihren Mann festzuhalten.

Am anderen Ende des Raums öffneten sich gleichzeitig



beide Flügel einer Tür. Sie waren in dumpfem Senfbeige gestrichen, das nur ein sündhaft teurer Innenarchitekt ausgesucht haben konnte. Ich bemühte mich, wenn auch ziemlich erfolglos, nicht hinzusehen. Sir Raymond Applegarth – »Nennen Sie mich Ray, meine Liebe« – trat mit der erwartungsvollen Miene eines Mannes ein, dem zwei Frauen und eine Hausbar zur Verfügung standen.

»Ach, da seid ihr ja. Wie läuft es, Jules?«

Er sprach ihren Namen mit zwei Silben aus: »Je-wels«. Es gelang ihm, erstaunt darüber zu klingen, dass wir uns noch in genau demselben Stadium befanden, in dem wir den Großteil der Woche verbracht hatten. Vielleicht hatte er ja erwartet, dass ich einfach ein Foto schoss und wieder verschwand. Oder dass ich das Porträt *en plein air* fertigstellte wie ein wiedergeborener Monet. Ray hatte einen glänzenden Schädel mit einem grauen Haarkranz, der wie ein verrutschter Heiligenschein einen Halbkreis um seinen Kopf beschrieb. In seinen Augen fing sich das Licht. Obwohl er schon über sechzig war, wirkte sein Körper, getarnt von einer Cargohose und einem weizenfarbenen Hemd, muskulös. Die meisten Menschen, die älter als acht Jahre sind und Cargohosen tragen, moderieren entweder Kindersendungen oder sind einsame Auftragskiller. Allerdings arbeitete Sir Raymond nicht beim Kinderfernsehen. Er hatte eine breite, gebrochene Nase, wie er mir erzählte, Folge einer Partie Park-Rugby im Süden von Ipswich, wo er sich bis Anfang vierzig mit anderen Männern ausgetobt hatte, die nicht viel von Spielregeln hielten.

Julie drehte eine Haarsträhne um ihren Zeigefinger. Ihre beeindruckend geformten Waden waren offenbar das Ergebnis teuer bezahlter Stunden in Fitnessstudios und Swimmingpools.

»Ich glaube, wir sind hier fast fertig...?«

In Gegenwart ihres Mannes sprach sie eine Oktave höher als mit ihren Freundinnen, mit denen sie in den Pausen tele-

fonierte. Sie sagte, was er hören wollte, und neigte mit einem koketten Lächeln den Kopf zur Seite. Er nickte knapp und sah mich an. Ich warf einen Blick auf meine Palette. Das Ocker musste nachgefüllt werden. Es war zwar Julies Porträt, doch auch ich hatte einen guten Ruf zu verteidigen. Im Gegensatz zu mir selbst war für die Julies dieser Welt Kunst nicht mehr als Dekoration und Zeichen ihres Wohlstands und ihrer antrainierten Kultiviertheit. Ein Statussymbol. Ich suchte die Farbtube auf meinem Rollwagen.

»Wenn wir wirklich fertig werden wollen, brauchen wir noch den restlichen Tag.«

Julie verdrehte die Augen in Rays Richtung. Er verzog das Gesicht, ein kleiner Junge, dem man die Spielsachen weggenommen hatte, und stellte sich neben mich. Julie vollführte in ihrem Sessel eine Bewegung, als sei sie kurz versucht, ihm zu folgen. Seit dem ersten Vormittag kontrollierte Ray meine Fortschritte, als habe er nicht nur für das Porträt bezahlt, sondern auch für das Recht, dessen Entstehung zu beobachten. Er stand immer zu nah bei mir und roch nach Rasierwasser und dem Minzkaugummi, den er immer bei sich hatte, um sich das Rauchen abzugewöhnen. Ray musterte das Porträt mit Argusaugen. Es gab noch ein wenig zu tun, doch inzwischen konnte ich ein Ende absehen. Nach einer Weile nickte er, ein Selfmademan, zufrieden damit, dass er viel für sein Geld bekommen hatte.

»Prima. Sieht genauso aus wie sie«, meinte er.

»Danke.« Ich hoffte, dass mir ein wenig mehr gelungen war.

»Es ist eindeutig Jules, aber ...« Er hielt inne, als suche er nach dem richtigen Wort in einer fremden Sprache. »... gleichzeitig ist da etwas anderes, eine weitere Dimension.« Er neigte den Kopf und betrachtete Julie, als sei er der Maler. »So, als hätten Sie sie gemalt, wie sie *wirklich* ist.« Unsicher, ob das als Kompliment zu verstehen war, runzelte Julie die Stirn.

»Versteh mich nicht falsch, du siehst spitze aus, Schatz.

Alice hat dich wirklich gut getroffen. Möchtest du es dir anschauen?»

Sie schüttelte den Kopf. Julie hatte von Anfang an darauf beharrt, dass sie das Porträt erst sehen wolle, wenn es fertig war. Sie fand, alles andere könne Unglück bringen. Mir war es so ebenfalls lieber. Ich mag den dramatischen Moment, wenn sich das Bild endlich dem Porträtierten offenbart. Die beinahe sichtbare Adrenalinflut, wenn alle Hoffnungen, Erwartungen, Befürchtungen und Eitelkeiten sich in der einen Sekunde des ersten Eindrucks zusammenballen.

»Ach, komm schon, wirf wenigstens einen kleinen Blick darauf«, drängte Ray, aber Julie schüttelte wieder den Kopf.

Er blickte mich an, als könne ich sie überreden, doch ich zuckte nur hilflos die Achseln, während Ray weiter auf das Gemälde sah. Obwohl er sich seine Enttäuschung nicht anmerken lassen wollte, konnte er es offenbar kaum erwarten, dass sie es gemeinsam betrachteten, um sich einerseits an Julies Jugend und Schönheit und andererseits an seinem Geld zu erfreuen. An jener jahrhundertealten Kombination, die dieses Werk möglich gemacht hatte. Ray zwinkerte ihr so zärtlich zu, dass selbst ich mich angerührt fühlte, aber Julie zog nur die Nase kraus und rührte sich ansonsten nicht.

Ich trat einen Schritt zurück und studierte das Porträt auf der Staffelei. Es gefiel mir. Auch wenn es einen Tag länger gedauert hatte als geplant, war die zusätzliche Zeit gut angelegt gewesen. Was das Alter der Hände und die runden weiblichen Schultern betraf, hatte ich zwar ein wenig geflunkert, doch das machte nichts. Kleine Schmeicheleien wie diese kosten nichts, hinterlassen aber Wohlgefühl. Auf das Bild selbst haben sie keinen Einfluss. Ich hatte Julies unerschütterliche Anpassungsbereitschaft gut eingefangen. Sie war der Kern ihres Wesens, denn ohne sie säße sie nicht hier, nicht in diesem samtbezogenen Sessel, von dem aus sie mit tragischer Miene hinaus in den Park von Applegarth blickte, während Frauen,

die nicht weniger hübsch und nicht unintelligenter waren als sie, sich kaum den Schmorbraten im Sonderangebot bei Tesco leisten konnten.

Letztendlich war das aber nur die Oberfläche, unter der Julies Unaufrichtigkeit verborgen lag. Und es war mir gelungen, auch sie einzuarbeiten, sodass am Ende das Porträt einer Frau sichtbar wurde, die stärker war, als es den Anschein hatte. Stärker und auch gerissener. Einer Frau, die sich scheinbar einem einflussreichen Mann unterordnete und dafür alles bekam, was sie sich wünschte. Ich hatte das Tauziehen zwischen diesen beiden Menschen gemalt. Das sensible Zusammenspiel von Macht und Geld, Vertrauen und Angst, Liebe und Abtrünnigkeit.

Als die Arbeit an Julies Porträt schließlich beendet war, lief sie los, um Ray zu holen. Er hatte sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, einen Raum von der Größe einer Landebahn, wo er Befehle in zwei Telefone brüllte und Anrufer in die Warteschleife schickte. Ich schlenderte zur Fensterfront und blickte hinaus in den Park. Der Rasen erstreckte sich unter einem wolkenlosen Himmel bis zum See. Links von mir erschien ein Rehkitz am Rand des Wäldchens, schnupperte und schlüpfte zurück in den Schutz der Dunkelheit. Beinahe erwartete ich, eine Kuh im Stile von Aelbert Cuyp am Ufer entlangwandern zu sehen. Oder den Knaben von Constable, wie er flach auf dem Bauch lag, um aus dem Bach zu trinken.

Ich kramte mein Telefon aus dem Kittel. Ich hatte eine Nachricht von Nell, in der es hieß, Ed sei noch nicht zurück, aber es sei alles in Ordnung. Übersetzung: Sie hatte Frühstücksflocken direkt aus der Packung gegessen, während Arthur am Fernseher klebte und ihr deshalb nicht auf die Nerven fiel. Sie fragte weder, wann ich nach Hause kommen würde, noch verriet sie mir, was sie so trieb. Das brauchte sie auch nicht. Wie alle anderen Vierzehnjährigen auf der Welt schrieb

sie SMS am laufenden Band. Da ich nicht am Telefon sein wollte, wenn Sir Ray erschien, um seine Investition zu begutachten, antwortete ich nur, dass ich spät zurück sein würde. Ich könne es jedoch kaum erwarten, sie zu sehen. Küsse und Umarmungen. Meine Kinder kannten das. Kunst war eben kein Bürojob. Auch Ed hatte eine Nachricht geschickt, wir würden uns bei Pete Spurling treffen. Allerdings sei er »total erledigt« und werde nicht lange bleiben.

Ich zuckte zusammen. Die Party hatte ich komplett vergessen. Pete Spurling war Eds Protegé. Er hatte gerade seine Facharztprüfung als Gynäkologe bestanden und wollte das gebührend feiern. Ich erwiderte, das Porträt habe mehr Zeit als gedacht beansprucht, weshalb ich es nicht rechtzeitig schaffen würde.

Ed hatte seine Nachricht mit drei Küssen beendet. Einen Moment lang fragte ich mich, wie wohl Sir Ray seine SMS an Julie abschloss und ob sich etwas daran geändert hatte, seit sie nicht mehr seine Geliebte, sondern seine Ehefrau war. Sie würde so etwas sofort bemerken. Eine zweite Frau, insbesondere die eines reichen Mannes, hat für solche Dinge feine Antennen. Ich hatte den Verdacht, dass ihre ständig vibrierten. Unsanft ruht der Kopf, den eine Krone ziert. Im Gegensatz dazu waren Eds drei Küsse so vorhersehbar wie der Sonnenaufgang, und ich liebte jeden einzelnen von ihnen.

Die Türflügel schwingen auf, und Sir Raymond stürmte ins Zimmer. Julie folgte ihm in anderthalb Schritt Abstand. Ich war mir einer positiven Reaktion auf mein Werk ziemlich sicher und rechnete damit, gleich nach Hause fahren zu können, wo ich mich an meinen wundervollen Ehemann kuscheln und die Scheitel meiner reizend schlafenden Kinder küssen würde.

Von Suffolk nach Bristol ist man recht lange unterwegs, insbesondere dann, wenn man wie ich versucht, Schnellstraßen zu meiden. Sie sind in etwa so inspirierend wie veganer Käse-

ersatz. Wenn möglich, halte ich mich an Landstraßen erster oder noch besser zweiter Ordnung. Die Abwechslung ist mir wichtiger als die Zeitersparnis. In jener Nacht erschien mir die Fahrt sogar noch länger, weil im Radio nichts Hörenswertes lief: Politikergezänk, Liebesgeturtel und die nicht sehr spannende Nachricht, dass sich die texanischen Immobilienpreise danebenbenahmen. Egal. Trotzdem war ich guter Laune und fühlte mich lebendig und zuversichtlich, ein sicheres Zeichen dafür, dass mit dem Porträt alles geklappt hatte. In einer entfernt an ein Gemälde von Hopper erinnernden Tankstelle, wo die Kassiererin in einer grellen Kabine auf ihrem Telefon herumtippte und selbst die Orangen in Zellophan verpackt waren, kaufte ich Haselnussjoghurt und einen Smoothie. Als ich an dem Wegweiser nach Cambridge vorbeikam, fiel mir der rötliche Ziegenbart meines Tutors ein, und ich dachte an sein elegantes Arbeitszimmer mit den Bücherregalen vom Boden bis zur Decke und den hohen Fenstern mit Blick auf die King's Parade. An Jerry Streeter, wie er splitternaakt und mit einem Grinsen so breit wie der Cam von der Clare Bridge sprang.

Kurz darauf bog ich in Richtung Oxford ab. Vor meinen Augen begrabene Erinnerungen, zufällig von Wegweisern wieder zutage gefördert.

Autofahren bei Nacht wirkt auf mich wohltuend beruhigend. Allein im Wagen, die Dunkelheit warm und seidig, Scheinwerferlicht, das über die Straße gleitet, das Summen des Motors das einzige Geräusch in der Stille. Keine Familie, um die ich mich kümmern muss. Keine Mahlzeiten, die gekocht, keine Kleider, die gewaschen, keine Tische, die abgeräumt werden wollen. Keine Auftraggeber, die etwas von mir fordern. Der Welt so fern wie auf hoher See.

Noch befriedigender ist es, wenn ich nach einem erfolgreichen Auftrag in der Nacht nach Hause fahre. Ich sonne mich dann in dem angenehmen Wissen, nicht nur einmal mehr einen Menschen in seinen Tiefen verstanden und dargestellt,

sondern auch meiner eigenen Kreativität genügend Raum gegeben zu haben. Es ist das vollkommene Gefühl von allen. Es ist mir unverständlich, wie Menschen ausschließlich als Konsumenten durchs Leben gehen können, ohne je das Bedürfnis zu haben, etwas zu schaffen oder ihre Spuren zu hinterlassen. Sie atmen zwar ein, aber nie aus.

Ed mag zwar kein Künstler sein, doch auch er wird seine Spuren hinterlassen. In den Tausenden von Leben, die er bei deren Geburt nicht nur berührt, sondern häufig schon gerettet hatte. Er braucht sich nicht von der Kunst trösten zu lassen; das erledigt für ihn das Leben.

Ich passierte gerade den Wegweiser nach Bicester, als mein Telefon auf dem Beifahrersitz zu klingeln begann. Das Display zeigte »Zuhause« an. Ich warf einen Blick auf die Uhr am Armaturenbrett, 23:48, ging vom Gas und schaute in den Rückspiegel, bevor ich den Anruf annahm.

»Hallo?«

»Mummy?«

Nell. Ich hatte mit Ed gerechnet, der vor Erschöpfung hochgeschreckt war und das noch immer leere Bett bemerkt hatte. Dann hatte er die Lampe angeknipst, sich gefragt, wo ich war, und erkundigte sich nun, ob alles in Ordnung sei und wann ich zurück sein würde.

»Nell, Schatz, was ist los? Warum bist du nicht im Bett?«

»Mummy, Daddy ist nicht nach Hause gekommen.«

Ihre Stimme klang wieder wie die eines Kindes. Von der jugendlichen Blasiertheit ihrer SMS war nichts mehr zu spüren.

»Hast du es auf seinem Mobiltelefon versucht?«

»Ja. Er meldet sich nicht. Ich habe eine Nachricht hinterlassen.«

»St Anthony's?«

»Sie haben gesagt, er sei gegen acht weg und noch nicht zurück.«

»Und es hat keinen Notfall gegeben?«

»Nicht dass ich wusste.«

»Na ja, er wollte zu Peter Spurlings Party. Vielleicht ist er ja länger geblieben als geplant.«

»Schon möglich. Aber ...«

»Aber was?«

»Aber er hat angerufen, bevor er aus dem Krankenhaus weg ist. Er hat gesagt, er sei hundemüde und würde allerspätestens um halb zehn da sein. Und jetzt ist es ...«

»Spät. Ich weiß.«

»Und gestern hat er die ganze Nacht durchgearbeitet. Obwohl er zum Abendessen immerhin fünf Minuten vorbeigeschaut hat, um zu sehen, ob mit uns alles in Ordnung ist.«

Eine Nachtschicht? Wir hatten uns darauf geeinigt, dass er keine Nachtschichten übernehmen würde, wenn ich unterwegs war, falls es nicht gerade um Leben oder Tod ging. Ihm lag daran genauso viel wie mir, vielleicht sogar noch mehr. Es war nicht fair den Kindern gegenüber. Sie waren noch zu jung, um die ganze Nacht allein zu bleiben, obwohl es gesetzlich gerade noch erlaubt war. Ich würde mit ihm darüber reden müssen, doch jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt. Außerdem hätte ich zu Hause sein sollen. Es war nicht das erste Mal, dass mir über der Arbeit die Zeit entglitten war.

»Mmmm ... Okay, er könnte auf der Party jemanden getroffen haben, den er seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen hat.«

Schweigen. Mein zweifelnder Unterton war ihr nicht entgangen. Daraus konnte ich ihr keinen Vorwurf machen. Es passte so gar nicht zu Ed, die Nächte durchzufeiern oder ein Versprechen nicht zu halten, das er seinen Kindern gegeben hatte.

»Ist Arthur wach?«

»Nein, der übernachtet bei Mikey Sutton.« Eine vielsagende Pause. »Schon vergessen?«

»Entschuldige, nein, natürlich nicht. Pass auf, warum gehst



du nicht wieder ins Bett? Du kannst dich auch in unseres legen, wenn du möchtest. Ich nehme die M4, damit ich schneller zurück bin. Also in etwa anderthalb Stunden.«

»Okay ...«

»Ja? Du klingst, als würdest du dir Sorgen machen.«

»Bist du sicher, dass alles in Ordnung ist?«

»Natürlich.«

»Denn Daddy macht so etwas ...«

»Ich weiß. Aber zerbrich dir nicht den Kopf darüber, Schatz. Gewiss gibt es eine völlig harmlose Erklärung.«

Ich glaubte das wirklich. Ed war der zuverlässigste Mann, dem ich je begegnet war. Das heißt nicht, dass er sich sklavisch an Vorschriften hielt und stets zwei Kugelschreiber in der Brusttasche mit sich herumtrug. Dazu war er viel zu klug. Der Grund war eher, dass seine Familie ihm alles bedeutete; bei ihm konnten wir uns geborgen fühlen.

»Ganz ruhig, Schatz.« Ich schlug einen aufmunternden Ton an wie damals, als sie ein Hockeyturnier in der Schule verloren hatte. »Alles wird gut. Wahrscheinlich ist er schon vor mir zu Hause.«

## ZWEI

Sobald Nell aufgelegt hatte, suchte ich am Straßenrand nach einer Möglichkeit zum Anhalten. Da von einer Parkbucht jede Spur fehlte, stoppte ich auf der Kiesauffahrt eines privaten Anwesens und stellte den Wagen so nah wie möglich am Tor und so weit weg wie möglich von der Straße ab. Das war zwar nicht optimal, aber ich musste Ed anrufen. Sein Mobiltelefon schaltete auf Mailbox um. Dann wählte ich die Nummer vom St Anthony's. Eine Stimme vom Band teilte mir mit, der Empfang sei derzeit nicht besetzt, und gab mir die Nummer der Bristol Royal Infirmary, falls es sich um einen Notfall handle. Es war zwar ein Notfall, allerdings keiner von der Art, wie es gemeint war. Sonst konnte ich niemanden anrufen. Alle seine Kollegen würden auf Petes Party sein. Also verfasste ich eine SMS: »Liebling, hoffentlich ist alles in Ordnung, wenn du nach Hause kommst. Ich bin gegen 1:30 da. Ich liebe dich, Ax.« Ich wartete noch ein paar Minuten auf eine Antwort, bevor ich zurück auf die Straße rollte und mich in zügigem Tempo auf den Weg zur M4 machte.

Wenn man nach Mitternacht auf einer beinahe verlassenem Schnellstraße unterwegs ist, hat es den Vorteil, dass man auf Autopilot fahren und dabei an alles Mögliche denken kann. Allerdings könnte es dabei dann auch passieren, dass man ins Grübeln geriet.

War Ed zu einem Notfall gerufen worden?

Nach einer Sechsendreißig-Stunden-Schicht höchst unwahrscheinlich.

War er länger auf der Party geblieben?

Unvorstellbar und ans Unmögliche grenzend, denn schließlich war er hundemüde und Nell allein zu Haus. Außerdem drückte Ed sich nie lange auf Partys herum, insbesondere nicht auf solchen, auf denen es von seinen Untergebenen wimmelte. Er wusste, dass sie gerne Dampf abließen, was ziemlich schwierig ist, wenn sich der eigene Chef, ein Glas Mineralwasser in der Hand, im selben Raum befindet.

Hatte er einen Unfall gehabt?

Petes Wohnung befand sich irgendwo am Fluss. Die Heimfahrt dauerte nur fünf Minuten, der Fußmarsch höchstens eine halbe Stunde. Außerdem kann man auf einer mehr oder weniger schnurgeraden Straße eigentlich keinen Unfall bauen. Hinzu kam, dass sich unter diesen Umständen bereits die Polizei oder ein Krankenhaus bei mir gemeldet hätte.

Herzinfarkt?

Mit sechsundvierzig? Als nahezu alkoholabstinenter, nicht rauchender und Tennis spielender Mann von sechsundvierzig Jahren? Das wäre wirklich ein grausamer Schicksalsschlag gewesen. Und auch dann hätte sich jemand mit mir in Verbindung gesetzt.

Eine Affäre mit einer anderen Frau?

Da wäre es wahrscheinlicher gewesen, dass ich eine Affäre mit einer anderen Frau anfang.

Betrunken nach Hause torkelnd?

Sprechen wir noch von demselben Edward Sheahan?

Ich schreckte aus dem Schlaf hoch und tastete auf der anderen Bettseite nach Ed. Niemand da. Vier Uhr siebenundvierzig. Wieder einschlafen aussichtslos. Warum war er nicht nach Hause gekommen? Ich nahm mein Telefon vom Nachttisch und schaltete es an. Eine Nachricht. Ich drückte auf das Nachrichtensymbol, und, oh, es wurde tatsächlich etwas angezeigt. Vodafone informierte mich über – ach, wen interessierte

es, über was die mich informieren wollten? Vodafone hatte mir nichts Wissenswertes zu sagen. Ich ließ mich wieder in die Kissen fallen. Mein Herz klopfte, als sei ich gerade einen Marathon gelaufen. Eine einzige Frage wirbelte unablässig in meinem Kopf herum.

Gewiss war er zu einer Hausgeburt mit Komplikationen geholt worden – aber nach sechsunddreißig Stunden Dienst? War er vielleicht der einzige Nüchterne auf Petes Party gewesen, als der Anruf kam? Aber warum hatte er keine SMS geschickt? In der westlichen Welt war es unmöglich, sich vierundzwanzig Stunden lang an einem Ort aufzuhalten, wo man keinen Zugang zu einem Telefon hatte. Insbesondere nicht in einer Stadt im Süden von England.

War Ed gegen neun noch immer nicht zurück, dann würde ich Pete anrufen. Früher wäre am Morgen nach einer Party rücksichtslos. Falls mich das nicht weiterbrachte, würde ich es im St Anthony's versuchen, obwohl das keine optimale Lösung war. Auf Petes Diskretion konnte ich mich verlassen, aber auf die des St Anthony's? Eine Provinzstadt ist mit dem australischen Hinterland zu vergleichen, wenn es darum geht, ein Buschfeuer zu entfachen. Und nirgendwo war dieser Busch so ausgetrocknet wie in einem Krankenhaus, wo Ärzte und Schwestern zwar viele Stunden mit den Patienten, aber bestimmt ebenso viele miteinander verbrachten. Angesichts der ständigen Nähe, des Drucks, der Anspannung und der gemeinsamen Erfahrungen kann man den Leuten keinen Vorwurf daraus machen. Wer sonst hat eine Vorstellung davon, wie es ist, einen amputierten Unfallpatienten nach dem Aufwachen zu betreuen oder zuzusehen, wie ein süßer Sechsjähriger ahnungslos an einem Gehirntumor stirbt? Vermutlich ist es eher erstaunlich, dass sie nicht rund um die Uhr tratschen. Oder vielleicht tun sie es doch? Als ich so dalag, schwebten Dämonen in der Dunkelheit herum.

Nach einer Weile knipste ich die Lampe an. Da ich nicht in

der Stimmung war, einen Roman, Gedichte oder sonst etwas Anspruchsvolles zu lesen, griff ich nach dem Band mit Bildern von Pierre Bonnard auf dem Nachttisch, das Ed mir zum Geburtstag geschenkt hatte. Wieder einmal versuchte ich, die Widmung auf der Titelseite zu entziffern, aber Eds Handschrift war schauderhafter als die von Guy Fawkes, und zwar *nachdem* er gefoltert worden war.

Bonnard hatte seine Frau Marthe – allen Berichten nach eine schreckliche Megäre – dreihundertfünfundachtzigmal gemalt und selbst nach ihrem Tod nicht damit aufgehört. Ich hatte in Marthes Porträts einen unverbrüchlichen Beweis seiner Treue gesehen und die beiden so auf eine Stufe mit anderen großen Liebespaaren gestellt: Romeo und Julia, Tristan und Isolde, Bonnie und Clyde. Und so lag ich im Bett, blätterte ziellos in dem Buch herum, betrachtete die Bilder von Marthe-und-doch-nicht-Marthe und ertappte mich bei der Frage, ob es mir wohl gelingen würde, die Dinge zusammenzuhalten, falls Ed nicht zurückkam.

Edward Sheahan war das genaue Gegenteil von mir, und wir hatten einander auf Anhieb angezogen. Er stammte aus bescheidenen Verhältnissen, was man nun bitte nicht snobistisch verstehen möge. Mit »bescheiden« beziehe ich mich vielmehr auf Intellekt und Bildung. Nicht dass man das je bemerkt hätte. Dank seines eisernen Fleißes und seiner außergewöhnlichen Begabung war Ed inzwischen ein gefeierter Gynäkologe, ein Mann von Welt, angesehen, ausschließlich erster Klasse reisend und Redner bei hochkarätigen Kongressen, der immer in den besten Hotels abstieg. Doch sein Vater war Postbote gewesen, seine Mutter hatte in der Schulkantine gearbeitet. Sie waren ein reizendes älteres Ehepaar, das Ed erst spät bekommen hatte. Als ich sie kennenlernte, waren sie bereits an die siebzig und wohnten in einem winzigen bücherfreien Haus in dem Niemandsland, wo Südlondon in Surrey übergeht.

Verglichen damit war meine eigene Herkunft – wohlhabendes Bildungsbürgertum, Cambridge – eine schillernde Seifenblase. Nicht dass das für mich eine Rolle spielte, denn glücklicher machte es auch nicht unbedingt.

Ohne wie Holden Caulfield klingen zu wollen, gebe ich zu, dieses Schichtengerede zu verabscheuen, vor allem wenn es sich um Talentlosigkeit handelt, die sich mit Snobismus tarnt. Welche Rolle spielte es denn schon, dass ein Großvater mütterlicherseits als ein direkter Nachfahre von Karl dem Großen galt? Es ist die eigene Leistung, die zählt.

Unsere unterschiedliche Herkunft konnte Ed überhaupt nicht aus der Ruhe bringen. Ja, eigentlich brachte ihn außer seiner Arbeit überhaupt nichts aus der Ruhe, und wie erfrischend empfand ich das. Da ich an der Universität Englisch studiert hatte, gehörte ich nicht zur schicken Szene der jungen britischen Künstler vom Goldsmith College, die in den späten Neunzigern die Kunst beherrschten (oder lähmten, je nachdem, wie man es sieht). Damals galt es als vorsintflutlich, echte Personen malen, die Menschheit verstehen und das auch noch auf die Leinwand bannen zu wollen. Es war, als hätte ich verkündet, ich würde demnächst beim Finanzamt anheuern. Doch ich hatte ein Ziel vor Augen und war bereit, zu schuften wie ein Pferd, um es zu erreichen. Ebenso wie Ed. Auf mich hatten sein fester Glaube an das, was er wollte, und seine Kompromisslosigkeit eine sehr erotisierende Wirkung.

Die Begegnung mit Ed verschaffte mir Zutritt zu einer völlig neuen Welt, die vor Möglichkeiten nur so strotzte. Er war so viel echter als die Leute, denen ich im Internat und an der Universität begegnet war. Jene Kreise, in denen es nur darauf ankam, mit ironischem Unterton über andere zu lästern und die richtigen Verbindungen zu haben. Sein geerdeter gesunder Menschenverstand war genau das, was ich brauchte. Er ruhte so in sich, dass mir alle meine bisherigen Arbeiten wie Konzeptkunst erschienen, wie etwas, das zwar innovativ aussah

und interessant klang, aber nichts Greifbares zu bieten hatte. Und lieber hätte ich in einer Mautstation auf einer viel befahrenen Brücke gegessen, als Konzeptkünstlerin zu sein.

Ed Sheahan war Geburtshelfer aus Leidenschaft. Abgesehen davon, dass er lausig Gitarre spielte und einen Tennisball so hart und flach wie möglich schlug, lebte und atmete er für seinen Beruf. Wenn er ausnahmsweise einmal frei hatte, fuhren wir nach Chiswick und gingen dort am Fluss spazieren. Wir redeten über alles – Pläne, Familien, Politik, die Vergangenheit und die Zukunft – und konnten uns nicht darauf einigen, was wichtiger war: die Medizin oder die Kunst. Leben zu geben oder dieses Leben lebenswert zu machen. Seiner Ansicht nach war Kunst schmückendes Beiwerk, keine Notwendigkeit. Ich widersprach, Babys seien Tausende von Jahren lang auch ohne Geburtshelfer auf die Welt gekommen. Er entgegnete, deswegen seien ja so viele von ihnen gestorben. Ich hielt dagegen, er sei verantwortlich für Überbevölkerung und Ressourcenknappheit.

Er protestierte, ich protestierte. Wir stritten, wir lachten, wir waren derselben Meinung oder auch nicht. Wir waren zusammen.

Er schlief nicht mit mir, weil ich hohe Wangenknochen und ein Loft in Camden hatte. Er schlief nicht mit mir, weil ich den Unterschied zwischen Duchamp und De Stijl kannte und Schalen mit Äpfeln malte, bei denen man sich vorstellen konnte hineinzubeißen, bis einem der Saft übers Kinn lief. Anfangs – zum Teufel mit ihm – schlief er fast überhaupt nicht mit mir. Er war zu erledigt von seinen Hundert-Stunden-Wochen und den diabolischen Prüfungen.

Mir fielen erst die Augen zu, als sich ein blechgrauer Morgen durch die Vorhänge hereinstahl. Als ich aufwachte, war es schon nach neun, und ich war immer noch erschöpft von der vierstündigen Autofahrt und der unruhigen Nacht. Ein

Schatten der Furcht legte sich auf das leere Bett neben mir. Ich griff nach meinem Telefon. Keine verpassten Anrufe, keine Nachrichten. Noch einmal wählte ich Eds Nummer, aber da war wieder nur das ärgerliche Klicken, und seine dunkle, beruhigende Stimme, die sagte: »Sie haben den Anschluss von Edward Sheahan erreicht ...« Ich hörte mir den Text bis zum Ende an und hinterließ eine weitere Nachricht, wobei ich versuchte, nicht zu besorgt zu klingen. Anschließend schrieb ich eine SMS: »Liebling, wo bist du? Ruf mich an. xx«

Bevor ich aufstand, rief ich Pete an. Obwohl ich damit gerechnet hatte, dass niemand abheben würde, antwortete er nach dem zweiten Läuten. Ich entschuldigte mich dafür, dass ich ihn nach seiner Party so früh störte. Doch er erwiderte, er sei schon seit einer Stunde auf und mache sauber. Da er ziemlich fröhlich klang, glaubte ich ihm. Pete wirkte selbstbewusst und höflich. Er hatte ein Ziel vor Augen und wusste, dass Ed ihm dabei helfen konnte, es zu erreichen. Ich stellte meine Frage.

»Ed?« Als ich seinen zweifelnden Tonfall hörte, schwand meine Hoffnung. »Was soll das heißen?«

»Nun, er ist nicht nach Hause gekommen und geht auch nicht ans Telefon. Ich wollte nur wissen, ob du eine Ahnung hast, wo er steckt.«

»Nein, ich fürchte nicht.« Er sprach sachlich, aber mit genau der richtigen Portion Anteilnahme, genug, um etwas zu betonen, nicht genug, um sein Gegenüber zu ängstigen. Ärzte nehmen die Welt, wie sie ist, und arbeiten mit der Maserung ihrer Unvollkommenheiten. »Offen gestanden war ich nicht oft da. Letzte Woche hatte ich einen Lehrgang am King's College in London, und gestern hatte ich frei, um die Party vorzubereiten. Auf der Party haben wir kurz miteinander geredet, allerdings nicht über die Arbeit und so. Hast du es schon im St Anthony's versucht?«

»Noch nicht. Das erledige ich als Nächstes. Ich dachte, man hätte ihn vielleicht von der Party weggerufen oder ...«



»Nicht dass ich wüsste.«

»Ist er lange geblieben?«

»Äh, ja, ist er wirklich. Erstaunlich lange. Offenbar hat er sich gut amüsiert. Ich glaube, ich habe ihn zuvor noch nie Alkohol trinken sehen, geschweige denn gleich mehrere Gläser.«

»Er hat getrunken?«

»Ja, hat er. Gar nicht wie der Ed, den ich kenne. Er war sogar ziemlich angeheitert.«

»Spitze.«

Ich versuchte, wenn auch nicht ganz überzeugend, positiv zu klingen. Niemand möchte erfahren, dass sich der eigene Ehemann von einem abstinenten Mediziner in einen Partylöwen verwandelt, sobald man ihm den Rücken kehrt. Pete räusperte sich.

»Damit will ich natürlich nicht andeuten, dass die Mäuse auf den Tischen tanzen, wenn die Katze ...«

Ed pflegte stets zu sagen, Pete sei nicht nur ein ausgezeichnete Arzt, sondern auch glatt wie Elfenbein.

»Natürlich.« Ich bemühte mich ebenfalls um einen unverfänglichen Ton. Und es war mein Ernst. Seit wir uns kennengelernt hatten, hatte Ed keine andere Frau mehr eines Blickes gewürdigt.

»Ich bin nicht sicher, wann er gegangen ist. Jedenfalls habe ich ihn nicht gesehen. Doch als Schluss war, war er nicht mehr da. Zuletzt habe ich beobachtet, wie er mit einer Kunststudentin namens Araminta Lyall und einem Kunsthändler aus London geredet hat. Es schien eine sehr ernsthafte Debatte zu sein. Soll ich ein paar Nachforschungen anstellen?«

»Äh, nein, noch nicht, schon gut. Sicher gibt es eine völlig harmlose Erklärung.«

»Okay, klar, ganz bestimmt. Sag mir Bescheid, wenn ich mich umhören soll.«

»Danke. Oh, und Glückwunsch zu den Prüfungen. Sicher freust du dich riesig.«

Das tat er, war jedoch wie immer viel zu feinfühlig, um zu jubeln, während ich unter Druck stand. Er winkte ab, und kurz darauf war das Gespräch beendet. Als ich im St Anthony's anrief, meldete sich eine Rezeptionistin mit melodischem Dublin-Akzent. Nein, soweit ihr bekannt sei, habe niemand von Ed gehört, seit er am Vorabend kurz nach sieben das Haus verlassen habe.

Als wir auflegten, fiel mein Blick auf ein Foto von Arthur, entstanden während eines Spanienurlaubs, als er sechs Jahre alt gewesen war. Ein spitzbübisches Grinsen auf den Lippen räkelte er sich in einem Plastikkanu. Er bestand nur aus mageren Beinen und Armen und spitzen Winkeln wie ein Insekt. Wassertropfen funkelten auf seiner leicht gebräunten Haut. Er war hineingesprungen, als Nell neben dem Pool gekauert und alles fürs Sonnenbaden ausgebreitet hatte. Er ahnte nicht – und auf dem Foto war es ihm auch nicht anzumerken –, dass Ed hinter ihm untergetaucht war, bereit, ihn aus dem Kanu zu kippen. Nells Zorn hatte sich daraufhin in ein schadenfrohes Kichern verwandelt. Wo war Ed nun? Würde er wieder auftauchen? Neun Uhr fünfundzwanzig. In zweieinhalb Stunden würde ich die Polizei verständigen. Ich legte mich auf seine Seite des Bettes und beobachtete, wie schräge Lichtstrahlen über die Decke glitten.

Wenn jemand aus heiterem Himmel verschwindet, ist man machtlos dagegen, dass einem die abstrusesten Möglichkeiten in den Sinn kommen. Als ich aus dem Bett sprang, fiel mir ein, dass Ed aus irgendeinem Grund direkt nach der Party zu einer seiner Reisen aufgebrochen sein könnte, entweder zu einem Ärztekongress oder zu einem ehrenamtlichen Einsatz in der Dritten Welt. Aber warum hatte er mich dann nicht informiert? Oder hatte ich es etwa vergessen? Das war mir schon einmal passiert. Ich hatte eine ganze Dinnerparty durchgearbeitet, nachdem ich um sieben mit Ed telefoniert

und ihm gesagt hatte, ich werde nur noch die Ecke eines Bildes fertig malen und mich dort mit ihm treffen. Als ich das nächste Mal von der Staffelei aufblickte, war es Mitternacht, und er stand in der Tür meines Ateliers. War es womöglich wieder geschehen? Ich hatte in den letzten drei Wochen geschuftet wie eine Wilde und bis zu sechzehn Stunden pro Tag in meinem Atelier verbracht, wo ich für den British-Portrait-Preis letzte Hand an Jean-Dominique Laborde legte (ärgerlicherweise hatte Monsieur Laborde die Porträtsitzungen in Paris dadurch abgekürzt, dass er einfach nach Singapur geflogen war). Außerdem hatte ich mein Stilleben *Pfirsich, Messer, welke Rose* für die Ausstellung der Royal Academy of Art vollendet und das Applegarth-Porträt vorbereitet, was sich als arbeitsintensiver entpuppt hatte als erwartet, da ich Ray verstehen musste, um Julie malen zu können. Also war es beinahe vorstellbar, dass Ed mit mir über eine Reise gesprochen hatte und es nicht zu mir durchgedrungen war.

Falls er wirklich geschäftlich verreist war, hätte er einen Koffer und Kleidung mitnehmen müssen. Also ging ich zu dem Schrank, in dem wir unsere Gepäckstücke aufbewahrten. Alles war unverändert. Ein Haufen aus Reisetaschen, Rucksäcken und schlauchförmigen Taschen erstreckte sich bis in die Dunkelheit hinein. Ich holte ein Stück nach dem anderen heraus, bemerkte seine Reisetasche, noch ehe ich danach griff, und seufzte langsam und tief auf. Ohne sie fuhr er nirgendwohin. Also keine Geschäftsreise.

Ich warf einen Blick in seinen Kleiderschrank, doch es war unmöglich festzustellen, ob etwas fehlte. Was konnte sonst noch geschehen sein? Etwas im Krankenhaus? Etwas, das ich übersehen hatte? Unsere Ehe ist nicht immer einfach – bei wem ist das schon so? –, doch ohne das Schicksal herausfordern zu wollen, haben wir es ziemlich gut getroffen. Wir sind alle gesund. Ed und ich sprechen miteinander. Wir wissen beide, dass man seinen Partner *wegen* dessen Fehlern liebt.

Jemanden wegen seiner Schokoladenseiten zu lieben, das kann jeder. Außerdem gehört er nicht zu den Menschen, die alles hinwerfen, um sich als Buchhändler in Baton Rouge oder als Stream-of-Consciousness-Dichter am Fuß des mexikanischen Popocatépetl neu zu erfinden. Ich zog mich an und ging nach unten in die Küche.

Während ich darauf wartete, dass der Toaster das Brot ausspuckte und der Kaffeefilter durchlief, redete ich mir ein, dass ich mich grundlos zermürbte. Ganz sicher gab es eine ganz harmlose Erklärung. Dass Ed zu einem Notfall gerufen wurde, war kein seltenes Ereignis. Manchmal dauerte so eine Krise zwanzig Stunden lang, ein Kampf um Leben und Tod, bei dem man nicht mal kurz vor der Tür gemütlich telefonieren konnte. Geburten wie diese scherten sich nicht um die Uhrzeit. Es war auch möglich, dass die junge Irin am Empfang keine Ahnung oder gerade erst ihren Dienst angetreten hatte oder dass sie an einem Sonntagmorgen noch nicht ganz auf Zack war. Ich schaltete mein Mobiltelefon ein: 9:57. In zwei Stunden würde ich die Polizei anrufen. Danach würde ich Nell wecken.

Um die Zeit totzuschlagen und mich von den Horrorszenarien abzulenken, machte ich mich zu Fuß auf den Weg nach Clifton Village, um die alltäglichen Erledigungen abzuarbeiten, die ich vor mir hergeschoben hatte. Es war ein grauer, trüber Tag. Die Wolken zogen lustlos über den Himmel wie Teenager in Kapuzenpullis, die Luft war schwülwarm. Während ich, inmitten von sorglosen Passanten, die nichts anderes als das beste Hüftsteak oder die reifste Avocado im Sinn hatten, durch den Ort schlenderte, konnte ich nicht anders, als mir unwahrscheinliche Situationen auszumalen und höhere Mächte, an die ich nicht glaubte, um eine weitere Gelegenheit anzuflehen, mich über Ed aufzuregen, weil er dasselbe Lied dreitausendmal zu oft und zu laut abspielte und einen Haufen schmutziger Sportsachen im Bad liegen ließ. Ich sah

ihn überall. Er huschte in Läden und verschwand um Ecken, das Haar zurückgekämmt, die Wangen rosig, ein milder, amüsiertes Blick in seinen grauen Augen, eine Selbstgenügsamkeit, die an Eigenbrötlerei grenzte.

Im Gemüseladen kaufte ich Champignons und Spargel, um mittags sein Lieblingsrisotto zu kochen. Dabei kontrollierte ich ständig mein Telefon. Die Anspannung in meinem Magen wuchs und zehrte an der Hoffnung, dass ich inzwischen von jemandem hätte hören sollen.

Gegen halb elf, als ich gerade überlegte, ob ich Arthurs Schulschuhe vom Schuster abholen oder lieber in den Blumenladen in der Waterloo Street gehen sollte, um mich inmitten der wunderschönen Farben und Sträuße zu verlieren, erklang eine Stimme, die mir vertraut war.

»Alice?«

Ich drehte mich um. Eine zierliche Frau, etwa in meinem Alter, stand unter der ausgebleichten Markise des Juweliers. Sie trug eine dunkelblaue Latzhose und wadenhohe Doc Martens. Ihr kurzes Haar war wasserstoffblond, und sie hatte eine Tasche von Oxfam geschultert.

»Alice...?«

»Ja?«

»Hallo! Ich bin Lucy Rennell. Aus der Schule. Erinnerst du dich?«

Sobald sie den Namen Lucy aussprach, wusste ich, wer sie war. Obwohl sie im Gesicht zugenommen und runde Wangen bekommen hatte. Eine Zeichentrickratte hatte sich in eine Maus verwandelt. Allerdings hatte sich an ihrer zarten Figur und ihrem zweifelnden Blick nichts geändert. Lucy und ich waren im selben Schlafsaal gewesen. Wir waren zwar nicht eng befreundet, hatten uns aber recht gut verstanden.

»Lucy Rennell! Was machst du denn hier?«

Noch während ich das sagte, schickte ich ein Stoßgebet zum

Himmel, sie möge nicht antworten, dass sie in Bristol wohne. Ich hatte mit niemandem aus der Schule Kontakt gehalten. Nicht weil ich die Mädchen nicht mochte, sondern weil mein Leben einen völlig anderen Verlauf genommen hatte. Dass Lucy nur hundert Meter entfernt wohnte und mich wieder in meine Vergangenheit entführte, hätte mir gerade noch gefehlt. Wer sich als Künstlerin nicht weiterentwickelt, entwickelt sich zurück.

»Ich besuche meine Nichte. Sie hat gerade das erste Jahr an der Bristol Uni abgeschlossen.«

Ich nickte und versuchte, mir die Erleichterung nicht anmerken zu lassen. Doch dann fiel mir Ed ein, und mir wurde klar, dass ich nie mehr erleichtert sein würde, ehe er nicht wieder auftauchte.

»Was machst du hier?«

»Ich ... oh ...« Ich war unkonzentriert. Das passiert eben, wenn jemand, den man seit zwanzig Jahren nicht gesehen hat, etwas fragt, während man selbst darüber nachgrübelte, wohin der eigene Mann verschwunden war.

»Wohnst du in der Gegend?«

Ich zwang mich, in die Gegenwart zurückzukehren. »Ja ... richtig. Gleich den Hügel runter.«

»Spitze. Verheiratet?«

Ich nickte. Da ich nun wusste, dass sie nur vorübergehend hier war, konnte ich es mir leisten, freundlich zu sein. Wir plauderten über unsere Leben: zwanzig Jahre voller Hoffnungen, Liebesgeschichten und Arbeitsplätze, zusammengerafft zu winzigen Einheiten. Lucy war für eine Hilfsorganisation an den Brennpunkten der Welt tätig. Sie hatte schon immer die Menschheit retten wollen.

Sie traf sich bis heute mit ehemaligen Mitschülerinnen und ratterte Namen herunter. An die meisten erinnerte ich mich noch, hatte jedoch seit Jahren nicht mehr an sie gedacht. Wenn man den Großteil der Zeit im Ausland verbringt, bleibt

in England im Moment der Abreise die Zeit stehen. In Lucys Fall war es der am Tag ihres Schulabschlusses, an dem sie für Ärzte ohne Grenzen in den Niger gegangen war. Ich stellte ein paar Fragen. Meine alten Schulfreundinnen waren Lehrerinnen, Krankenschwestern, Ehefrauen von Bankern, Mütter, Kleinunternehmerinnen, Konditorinnen, Sonntagsmalerinnen mit breitkrepfigen Hüten, Boutiquenbesitzerinnen und Freizeitjockeys geworden. Während sie die Namen abspulte, machte ich mich auf die unvermeidliche Frage gefasst: »Triffst du noch jemanden von damals?«

»Eigentlich nicht.«

Ich runzelte die Stirn, als zermartete ich mir das Hirn nach dem Grund.

»Bis auf Marnie Latham.«

»Marnie Latham? Ich treffe mich *ganz sicher nicht* mit Marnie Latham.«

Ihre Miene wurde zweifelnd.

»Nie?«

»Nie.«

»Das ist aber komisch.«

»Warum?«

»Weil ich ihr vor ein paar Jahren zufällig in London begegnet bin. Wir wollten dasselbe Taxi anhalten. Und weil wir in die gleiche Richtung mussten, haben wir es uns geteilt. Sie war sehr nett, so als wäre nie etwas geschehen. Und dennoch hat sie, ich weiß nicht, ein bisschen seltsam gewirkt. Offenbar ist sie erfolgreich in der Modebranche irgendwo im Norden...« Sie warf einen beschämten Blick auf ihre Latzhose. »Jedenfalls hat sie gesagt, sie habe mit niemandem mehr Kontakt außer mit dir.«

»Bist du sicher?«

»Eindeutig. Weil ich angesichts dessen, was damals geschehen ist, ziemlich überrascht war. Sie hat mir erzählt, dass du Künstlerin bist.«

»Tja, das ist wirklich eigenartig, denn ich schwöre dir, dass ich sie seit dem Tag, als sie ging, nicht mehr gesehen habe. Unser Abschied verlief nicht gerade freundschaftlich.«

Marnie Latham. Sollte ich ein wenig Genugtuung empfinden, weil sie noch immer an mich dachte? Oder verdiente ihre falsche Behauptung Misstrauen? Ich hatte seit zwanzig Jahren nicht mehr mit ihr gesprochen.

Als Lucy sich mit der Hand durchs Haar fuhr, stellte es sich auf wie bei einer Punkerin.

»Das ist echt schräg, aber irgendwie ...«

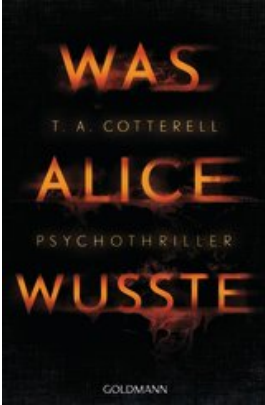
»Irgendwie was?«

»Nun, irgendwie passt es. So war sie doch schon damals in der Schule. Eine kleine Lügnerin.«

Um 11:17 Uhr hatte ich mich vor Lucys überschwänglicher Einladung zum Kaffee gedrückt – »Ich fürchte, ich muss Arthur abholen, aber wenn du mal wieder in Bristol bist ...« –, saß bei Coffee #1, presste mit einem Löffel einen Teebeutel mit Zitronen-Ingwer-Geschmack an den Rand meiner Tasse und zählte die Minuten. Der Mann am Nebentisch hatte strähniges Haar, trug Perlenketten wie ein Hippie und fragte am Mobiltelefon eine Reihe von Leuten, ob man sich nicht auf einen Chai Latte treffen wolle. Er erzählte ihnen, dass er seit Neuestem sein Leben zwischen Bristol und Glastonbury aufteilte. »Ich habe meine Glastonbury-Realität und meine Bristol-Realität«, meinte er zu jedem. Es gab keine Interessenten. Allmählich wurde ich seine Bristol-Realität leid, als mein Telefon läutete. Nach einem Blick aufs Display musste ich einen Aufschrei unterdrücken.

Ich hielt mir das Telefon ans Ohr. Stille. Ganz gleich, von wo in der Welt Ed auch anruft, erkenne ich ihn an dem weichen, ruhigen Nichts, das seinen ersten Worten vorangeht. Es ist ein Schweigen, das so viel enthält – Erwartung, Vertrautheit, Ankunft – so wie die Lücken zwischen den Liedern auf





T.A. Cotterell

**Was Alice wusste**

Psychothriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-20557-8

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2018

Die erfolgreiche Malerin Alice Sheahan lebt mit ihrem Mann Ed, einem angesehenen Arzt, in Bristol. Sie ist stolz auf das nahezu perfekte Leben, das sie führen, bis ihre Welt auseinanderbricht: Ed gerät nach einer durchzechten Nacht in den Verdacht, eine junge Frau ermordet zu haben. Doch obwohl Alice ein blaues Seidenhalsband in seiner Jackettasche entdeckt, beteuert Ed seine Unschuld. Dann taucht plötzlich Marianne auf, eine ehemalige Freundin von Alice, zu der sie keinen Kontakt mehr hatte. Sie zeigt Alice ein Foto, das Eds Version der Mordnacht als Unwahrheit entlarvt. Und Alice wird zerrissen in einem gefährlichen psychologischen Spiel, das sie schließlich einen fatalen Fehler begehen lässt ...



[Der Titel im Katalog](#)